

Was wir nach dem Zusammenbruch erlebten (1946)

(Seite 505)

Es war nach dem Zusammenbruch 1945, als die Russen sich Glatz näherten und man damit rechnen mußte, daß sie auch in kurzer Zeit in unser Dorf einmarschieren würden. Mit großen Schrecken sah die Bevölkerung den kommenden Tagen entgegen. Der Himmelfahrtstag war herangekommen, ein Tag mit herrlichem Sonnenschein, doch konnte selbst das schönste Wetter die Gemüter nicht erhellen. Am selben Tag, am 10. Mai also, nachmittags 3 Uhr, marschierte eine russische Truppe in unseren Ort ein. Da letztere über den Schneeberg kam (nach Angaben schlügen sie einen falschen Weg ein), nahmen sie Aufstellung auf der Annahofwiese; die übrigen Fahrzeuge standen runter bis zur Heiderbrücke, die Wüstlichstr. wurde auch besetzt. Kämpfe fanden nicht statt, da es nach der Kapitulation

(Seite 506)

war, und so blieb der Ort unbeschädigt. Während ein Teil der russ. Truppe für Verpflegung sorgte, ging der andere Teil in die Häuser plündern. Es war kaum 6 Uhr nachmittags, da hatten die meisten Bewohner ihre Uhren, Schmuck und andere Gegenstände verloren und mit dem kommenden Abend wuchs auch die Angst der sonst so optimistischen Wölfelsgrunder. Die Plünderaktionen wiederholten sich auch noch am späten Abend und mit vorgehaltenem Revolver verlangten sie Schnaps. Kaum einer der Bewohner drückte in dieser Nacht ein Auge zu. So verließen viele, bis auf wenige, Russen unser Dorf und ließen sich im Nachbardorf Ebersdorf nieder. Ein Jeder atmete auf, doch konnte man keine Ruhe finden und hatte Bedenken, weil wir hörten, daß nun die Truppe für längere Zeit in

(Seite 507)

Ebersdorf blieb und wir dadurch immer wieder mit Besuch rechnen mußten. Und es war auch so. Die meisten Tage fuhr im Galopp eine Kutsche vor die ausgewählten Häuser, welche mit bewaffneten Russen war, und so nahmen die Schrecken der Einwohner kein Ende. Bei Tag sowie bei Nacht wiederholten sich diese Aktionen und wir armen Wölfelsgrunder standen diesen Auftritten wehrlos gegenüber. Am meisten litten Frauen und Mädchen darunter, weil sie sich nicht schnell genug retten konnten, um nicht die Ehre zu verlieren. So brachten viele die Nacht im Walde zu. Doch dieses Verschwinden erschwerte dann noch ein scharfer Hund, welcher abgerichtet war und um die Häuser schlich. Zu jeder Stunde, ob früh, mittags oder abends schlügen sie Türen und Fensterscheiben

(Seite 508)

ein und holten gerade, was ihnen gefiel. Für Beschäftigung der Einwohner wurde aber noch gesorgt. Nach einigen Wochen verließen fast alle Russen das Nachbardorf. Man glaubte wieder Mensch zu werden. Doch es kam anders, schlimmer noch als zuvor. Am 17. Juli desselben Jahres trafen ungefähr 300 polnische Soldaten hier ein und trieben die Bewohner des Ortes binnen 5 Minuten aus den Häusern auf den Dorfplatz bis zur Forelle. Nur wenige durften bleiben. So kam es, daß viele von der Arbeit kamen oder aus dem Walde vom Beerensuchen und sie nicht mehr ihre Angehörigen fanden. Und wohin ?, – man jagte sie unter Bewachung zum Bahnhof Habelschwerdt und unter Schikanen weiter bis Glatz, dann nach Landeck, wieder zurück nach Glatz.

(Seite 509)

Von Glatz wurden sie bis Waldenburg befördert, teilweise mußte die Strecke zu Fuß zurückgelegt werden, rücksichtslos auf Alter und Kind. Da nur noch einzelne Bewohner Uhren besaßen, gaben sie der Bewachung diese ab und dann gab man die armen Vertriebenen frei, nachdem sie eine Woche unterwegs gewesen waren. Elend und krank kamen sie in ihr Heimatdorf zurück und man ließ sie noch nicht alle wieder in die Wohnung. Diejenigen, die durch irgendeinen Umstand nicht mit fort kamen, hielten sich im Wald verborgen. Und diesen durchsuchten die Polen mit Pistolen und Reitpeitsche. Die Plündereien nahmen ebenfalls ihren Lauf und Zittern und Bangen nahm kein Ende. Ich selbst mußte mit meinen Verwandten zum Teil im Keller hausen, weil der Kommandant die übrigen Wohnungen im Hause bewohnte und uns nur auf Bitten wegen meiner kleinen kranken Nichte im

(Seite 510)

Hause ließ. Trotz der schweren Erkrankungen, welche meine Mutter und mich betraf und wir dringend Ordnung und Pflege brauchten, ließ man uns dennoch nicht in unsere Wohnung zurück und es vergingen Wochen, ehe wir nach oben ziehen konnten. In einem kl. Wohnraum waren wir anfangs 6 Personen, ohne

Kochgelegenheit, und deshalb waren wir gezwungen, im Keller zu kochen. So hielt man sich die meiste Zeit des Tages unten auf und dorthin öfters zu gehen, wurde einem sehr schwer, da ich durch schweren Gelenkrheumatismus, dem eine furchtbare Augenentzündung vorangegangen war, kaum zu laufen vermochte und unter Schmerzen nur cm-weise vorwärts kam. Trotz alledem gab es keine Einsicht und man wünschte sich oft zu sterben. Doch nach mehreren Wochen bekamen wir unsere Wohnungsschlüssel und wir durften in die durchsuchte Wohnung zurück, wo es wüst aussah.

(Seite 511)

Nun verließ auch das polnische Militär am 2. Nov. 1945 den Ort. Kaum wohnten wir wieder oben, da kamen Zivilpolen ins Haus. Letztere wohnten schon ein paar Wochen im Haus. Mit noch anderen zusammen wollten sie ein Jugendheim errichten, dazu war das Haus Neugebauer (Inh. Frau Seyfert) bestimmt. Durch Zufall hörten wir hiervon, doch leider zu spät. Schon mittags erschien der pol. Bürgermeister mit Miliz (sie bestand aus 3 bewaffneten poln. Soldaten und einem scharfen Hund) und er forderte uns auf, bis zum nächsten Tag mittags die Wohnung zu verlassen. Ab sofort wurde nun die Haustür verriegelt und somit wurde uns jegliche Freiheit genommen. Um noch wichtige Sachen zu Bekannten zu bringen, benützten wir den Kellerausgang und krochen durch ein Fenster. Doch dieses wurde gleich bemerkt, weil wir, um zu diesem Ausgang zu kommen, erst durch den Korridor mußten, auf

(Seite 512)

dem die Herren Patrouille hielten. Andere wieder hielten Umschau auf dem ganzen Grundstück und bedienten das Telefon, um nicht durch irgendeinen Anruf von uns gestört zu werden. Der deutsche Bürgermeister durfte ebenfalls mit seiner Familie nicht mehr das Haus verlassen. Gegen Abend desselben Tages erschien zum 2. mal die Kommission in unserer Wohnung, wo längere Besprechungen stattfanden. Diese waren für uns unverständlich, weil nur polnisch gesprochen wurde. Man notierte sämtliche Möbel unseres Wohnzimmers und bewilligte uns nur, die Maschine (Nähmaschine ?) rauszunehmen. Die eigentliche Zimmereinrichtung, sowie Sofa, Schrank, Tisch usw. wurde beschlagnahmt. Auf Kommando mußte im Tempo die Maschine in den Flur getragen werden und man schloß vor unseren Augen das Zimmer ab und behielt den Schlüssel. Nun ging es zum Schlafzimmer. Ebenso wurden sämtl. Möbel beschlagnahmt.

(Seite 513)

Auf meine Bitten bewilligte man uns ein Bett; dieses wurde in den Flur geworfen. Als wir ums zweite Bett anhielten, wurden wir angebrüllt. Wieder wurde abgeschlossen und das zweite Zimmer war für uns erledigt, mit samt seiner Einrichtung. In der Wohnküche ließ man etwas Milde walten und man erlaubte uns, die Hälfte der Möbel mitzunehmen. So saßen wir in unserer ehemaligen Küche, müde und unglücklich, auf unserer bischen Habe, welche wir nur durch großes Bitten bekamen und warteten auf den nächsten Morgen, wo der Umzug stattfinden sollte. Die letzte Nacht also in unserer Küche, ohne noch einmal eines der Zimmer betreten zu dürfen, auch in keinem Bett zu schlafen. Nach der schlaflosen Nacht packten wir unsere Sachen zusammen, um am anderen Morgen in die Notwohnung zu ziehen. Großzügig gab man uns dann noch die übrigen Möbel der Wohnküche, weil sie in der letzten Nacht

(Seite 514)

schon in den Kammern genug erbeuteten und somit auf ihre Rechnung längst gekommen waren. Selbst der Keller war beschlagnahmt und wir mußten erst gnädigst um die Einkellerungskartoffeln bitten. Kein Kaninchen, kein Gemüsebeet konnte man mehr sein Eigen nennen. So mußten wir bis Mittag das Grundstück verlassen haben und es entstand ein reges Treiben im Haus und vor dem Haus, weil es auch dem deutschen Bürgermeister nicht anders erging als uns. Letzterer durfte sämtl. Möbel mitnehmen. Bei sehr ungünstigem Wetter transportierten wir unsere Sachen nach der Notwohnung. Mitleidige Deutsche halfen uns. Es wurde uns trotzdem nachspioniert und wir hatten große Sorgen, noch das Letzte zu verlieren. Die neue Wohnung fanden wir in nicht zu gutem Zustand und es waren schwere Stunden und Tage, die wir durchzumachen hatten. Unsere erste Wohnung durften wir nicht mehr

(Seite 515)

betreten und niemand konnte es wagen, das Grundstück aufzusuchen, weil sofort geschossen wurde. Wir waren Banditen zum Opfer gefallen, was sich später erst herausstellte, denn der poln. Bürgermeister ließ uns alle, die das Haus verlassen mußten, kommen, um Angaben über die beschlagnahmten Sachen zu machen, angeblich wollte er die Herren verhaften lassen. Die geplünderten Sachen wurden im Auto fortgeschafft. Junge Kaninchen stachen sie zum Gelächter der Anderen ab und banden sie an eine Schnur. In den Zimmern

des sonst so gepflegten Hauses brachten sie die Pferde unter. Dies sind nur Bruchteile von dem was sich zutrug. Ein Jugendheim wurde nicht eingerichtet und die sauberen Herren suchten dann das Weite, kamen aber immer wieder mal zurück, um noch im Haus herumzustöbern. Doch durften wir nicht in die Wohnung zurück, weil der poln. Landrat das Haus

(Seite 516)

von neuem beschlagnahmte. Dies geschah auch mit den Nachbarhäusern. Von Tag zu Tag kamen immer mehr Zivilpolen ins Dorf und suchten sich Wohnungen aus, je nach Belieben. Die Kaufleute durften nicht mehr über ihre Geschäfte verfügen; auf der Post wurden die Beamten entlassen und sie behielten nur bestimmte Arbeitskräfte, weil die Polen selbst gar nicht im Stande waren, einen solchen Betrieb selbstständig zu führen. Im Sanatorium ließ sich ein poln. Arzt nieder und der Besitzer des Sanatoriums, Herr Dr. Jänisch, mußte ebenfalls den Ort verlassen. Das Sanatorium wurde als poln. Jugendheim eingerichtet und somit kamen 300 bis 500 Jugendliche im Alter von 14 bis 20 Jahren ins Dorf. Was das bedeutete, bekamen wir in Kürze zu fühlen. Gleich wurden die Wohnungen geplündert, die die armen ersten Vertriebenen schon im Frühjahr 46 verlassen mußten; sie wurden in einen kaum glaubwürdigen Zustand versetzt.

(Seite 517)

Türen- und Fensterscheiben einschlagen genügte nicht, nein, man benutzte die sauberen Wohnungen der Deutschen als Klosets. Der Sommer 46 brachte uns immer mehr Aufregung. Jeden Tag gab es neue Bestimmungen, wie z.B. sämtl. Radios, Musikinstrumente, Sportgeräte und Bekleidung abzugeben, oder: bis morgen Mittag muß ein Federbett ins Büro gebracht werden, Bei Zu widerhandlung erfolgt Haussuchung, oder: ab sofort hat jeder Deutsche eine weiße Armbinde zu tragen; weiter noch: sämtl. deutsche Schrift an den Häusern muß schnellstens entfernt werden. Ja, der poln. Schornsteinfeger erschien sehr oft, nachzusehen, um dann den armen Deutschen, die z. Zt. keinen Verdienst hatten, 20 bis 30 Zloty, = 20 bis 30 RM, abzunehmen. Der angebliche Lichtkontrolleur erschien sehr oft um 20 Zloty einzukassieren. Als man die Zähleruhr sich näher besah, konnte man feststellen, daß dieser Kontrolleur kein Fachmann, sondern ein

(Seite 518)

Arbeitsfauler war, der Geld brauchte. Da nun die Einwohner nicht mehr wußten, woher sie ständig das Geld für solche Forderungen nehmen sollten, schlossen sehr viele die Haustür ab. Gleich kam wieder der übliche Aushang, welcher hieß: Jeder Kontrolleur mußte zu jeder Zeit Zutritt haben, ob Schornsteinfeger oder ein Dienstuender, sonst findet sofort eine Haussuchung im ganzen Ort statt. Der poln. Bürgermeister selbst ging immer wieder in die Häuser und suchte sich aus was ihm gefiel, gleichwie ob Wäsche, Möbel oder Geschirr, auf Befehl hatten die Leute die gewählten Gegenstände hinzubringen. Die Möbel wurden im Haus „Neugebauer“ bei Frau Seyfert untergebracht, so entstand in wenigen Tagen dort ein Möbelmagazin. So hieß es eben immer wieder, sich von dem Eigentum zu trennen, so schwer es auch fiel. Lebensmittelkarten bekamen nur Erwachsene. Diese Karten mußten teuer bezahlt werden. Ein Brot kostete zuerst 5 RM, später 30 RM. Doch dieses war trotz der hohen Preise nur für kurze Zeit.

(Seite 519)

Später blieb uns nur die einzige Möglichkeit, Sachen zu verkaufen, um nicht verhungern zu müssen. Diese Sachen mußte man auch in Sicherheit haben, weil Tag und Nacht geplündert wurde. Die Lebensmittelpreise waren im Verhältnis zu den Preisen der Garderobe, auch anderer Gegenstände, hoch. So bekam man z.B. für ein Kleid nur kaum 1 kg Zucker, für einen Bettbezug 1 kg Speck und 1 kg Zucker. Dies waren im Geldwert zusammen gerechnet 700 bis 750 Zloty oder RM. Man konnte also für wenig Lebensmittel eine ganze Aussteuer los werden. Und alles mußte, trotzdem es verschleudert war, getan werden, um das Leben zu fristen. Die Schikanen nahmen kein Ende. Die poln. Jugend marschierte im Dorf auf und ab und man konnte sich nicht mehr als Einheimischer im Heimatdorf frei bewegen, weil man beschimpft wurde (deutsches Schwein) und auch mit Steinen geworfen wurde. Von den deutschen Frauen mußten jede Woche an bestimmten Tagen

(Seite 520)

die Straße gefegt werden, gleich welchen Standes sie waren. Eines Tages erschien wieder mal so hoher Besuch. Ein Motorrad fuhr vor mit einem russ. Offizier und einem Fahrer und verlangten die stillgelegten Fabrikräume zu sehen und zu kaufen. Wir bewohnten das Wohnhaus der Fabrik mit noch anderen Familien zusammen. Doch ein Kauf kam nicht in Frage, man steuerte auf den Kessel zu, im welchen deutsche Vertriebene sich Sachen versteckt hatten. Er wurde von dem russ. Offizier plombiert und das Motorrad fuhr

wieder ab. Nach ungefähr einer Stunde fuhr eine Kutsche mit 2 russ. Offizieren und 4 Russen vor. Anschließend folgten 2 Rollwagen und ein Lastauto mit russ. Wachposten. Sie kamen vom Müllergut aus Wölfelsdorf, wo sie sich seit dem Mai 46 aufhielten. Sie suchten nun Fahrräder und Radios, welche sich hier befinden sollten; nach einer Meldung bei der Kommandantur

(Seite 521)

bekamen Letztere den Auftrag, die Suchaktion durchzuführen. Doch konnten weder Fahrräder noch Radios gefunden werden, weil sich doch die angegebenen Sachen gar nicht auf dem Grundstück befanden. Von wem die Meldung gemacht wurde, konnten wir nicht erfahren. Nachdem der Hof sowie Schuppen und Keller mit Eisenstangen abgeklopft wurde, suchten sie auch das Wohnhaus durch, auch unsere Wohnung, fanden sie ebenfalls nicht das Gewünschte. So luden sie die Sachen aus dem Kessel, Bekleidung, Schirme und Geschirr auf die Wagen, d.h.: wir mußten den Herren die Beute tragen helfen. So fuhren sie nach mehrstündigem Suchen in allen Ecken wieder zurück. Schon im Winter konnte uns ebenfalls eine Plünderei widerfahren. An einem schönen Mondscheinabend bei guter Schlittenbahn klopfte jemand um 7 Uhr an die Haustür und befahl uns aufzumachen. Zum Glück öffneten wir nicht die Tür und überzeugten uns erst vom Fenster aus,

(Seite 522)

wer herein wollte. Zu unserem Schecken sahen wir, daß es sich um Plünderer handelte. Ein Schlitten mit vorgespannten Pferden war dicht an die Haustür gestellt. An der Haustür stand ein maskierter Zivilpole und versuchte mit Nachschlüsseln ins Haus zu kommen. Wir hatten zur Sicherheit schon den Sommer über einen Baumstamm vorgestemmt und so konnte man nicht so leicht eindringen. 2 poln. Soldaten mit Gewehr standen ebenfalls an der Tür. Da sie nun vergebens auf Einlaß warteten, verschwanden sie still und lautlos. Am anderen Morgen hörten wir, daß sie bei Exner Agnes abgewiesen wurden, so wie bei uns, aber bei Oehls und Zimmermann Veit wohl ihr Ziel erreicht hatten. So hatten sie wieder sparsamen, arbeitstüchtigen Deutschen einen großen Teil ihrer Bekleidung abgenommen. Niemand konnte sich dagegen wehren, man konnte auch nicht den Nachbar erreichen, weil sofort das Haus umstellt wurde. So hatte man bei Tag wie bei Nacht keine Ruhe und immer

(Seite 523)

wieder gab es neue Aufregungen. Das Leben in dem schönen Wölfelsgrund wurde unerträglich. Bei all diesen Schikanen plagte uns die Angst, heimatlos zu werden. Trotz allem wollte keiner die Heimat verlassen. Und doch blieb uns dieser schwere Gang nicht erspart. Unzählige Deutsche aus den nächsten Kreisen waren schon fortgetrieben worden. So kam der 28. August 1946 und durch Zufall hörten wir, daß der genannte Tag dazu bestimmt war, an dem wir fortgetrieben werden sollten. Früh morgens um 5 Uhr konnte ich zufällig ein Gespräch am Fenster mit anhören, aus dem ich entnehmen konnte, daß die Stunden, die wir noch in unserer Heimat sein durften, gezählt sind. So hieß es Abschied zu nehmen von unserer lieben, teuren Heimat. Schon um 9 Uhr morgens ging die poln. Kommission durchs Dorf und wir mußten die Wohnung verlassen.

*Verfasserin: Johanna Weniger, * 25.10.1909 † 25.02.1995*

Original: Gisela Reising-Weniger, Bochum/Dahlhausen

(Seite 524)

Wie wir die Heimat verlassen mussten.

Am 28. August 1946 wurden wir von den Polen aus der Wohnung gewiesen. Nachdem die Wohnung von den Polen besichtigt und die Schlüssel abgenommen waren, mußte man das Haus verlassen. Mit dem Gepäck hatte man sich bis zur Forelle zu begeben. Dort saßen ein Teil der Bewohner von Wölfelsgrund, fast 200 Menschen, die Bewohner des Hofeberges und der Schneebergstraße, angefangen am Ende des Dorfes bis zu Rosenberger. Auf dem Platz, wo die Heimatlosen auf ihrer letzten Habe saßen, ging der poln. Bürgermeister mit der Reitpeitsche auf und ab und die kommu-

(Seite 525)

nistische Jugend marschierte singend mehrmals an uns vorbei. Da man einen Tag zu früh uns aus den Häusern jagte, mußten wir noch in Wölfelsgrund übernachten. Um das Gepäck nicht zu verlieren, blieben viele von den Heimatlosen auch die Nacht über im Freien. Die Übrigen übernachteten in den Räumen im Haus „Leonhard“ und „Forelle“, zum größten Teil am Fußboden. Um 6 Uhr früh, es war furchtbar finster und kalt, wurde jeder einzeln aufgerufen. Das Gepäck wurde auf Pferdewagen geladen, selbige wurden von

den Polen von Urnitz gestellt. Nach längerem hin und her fuhren wir aus unserem schönen Wölfelsgrund nach dem Bahnhof Mittelwalde

(Seite 526)

über Schönfeld. Zum letzten Mal grüßte uns unser schöner Wallfahrtsort „Maria Schnee“ und der Schneeberg und all die schönen Berge und Wälder, die unser Ein und Alles waren. Bei wunderschönem Sonnenschein fuhren wir vier Stunden und trafen gegen Mittag in Mittelwalde ein. In der Vorstadt schon begegnete uns ein Wagen mit den Sachen, welche den Flüchtlingen, die am Tage vor uns ihre Heimat verlassen mußten, schon von den Polen weg genommen wurden. So fuhren wir mit viel Bedenken, auch das Letzte noch zu verlieren, an der Baracke vor. Da schon Flüchtlinge aus dem Kreis Habel-

(Seite 527)

schwerdt wegen unserem Eintreffen schnell die Baracke verlassen mußten, entstand ein kolossaler Betrieb. Laufend trafen neue Transporte ein und ebenso verließen Tausende den Bahnhof, um den neu Ankommenden wieder Platz in den Baracken zu machen. Wir zählten zum fünften Transport und waren in eine der fünf Baracken auf Stube 31. Für die Kinder gab es etwas Milch und die Erwachsenen bekamen Kaffee. Etwas abseits befand sich ein Waschraum. Am nächsten Morgen wurden mehrere hl. Messen im Freien gelesen von den Geistlichen, welche zu unserem Transport gehörten. So blieben wir von Donnerstag vormittags

(Seite 528)

bis Freitag den 30 August vormittags und mußten ebenso, wie die Anderen die Baracke verlassen für die nächsten Flüchtlinge, wo auch wieder ein Teil von Wölfelsgrund mit dabei war. Die Einwohner von Wölfelsgrund wurden in 3 Gruppen eingeteilt und wurden drei Tage hintereinander ausgewiesen. Bei sehr heißem Wetter wurde das Gepäck zum dritten Mal verladen und zum Bahnhof gefahren, dort erwartete uns eine strenge Kontrolle, welche von den Polen ausgeführt wurde. Sämtliches Gepäck von den 1840 Menschen, welche zu unserem Transport gehörten, mußte an die bestimmten

(Seite 529)

Kontrollstellen, d.h., jede Familie für sich, nach den Nummern. Jedes Gepäckstück mußte mit den Nummern der Barackenstube versehen sein. Leider wurde sehr vielen Flüchtlingen ein großer Teil der Sachen abgenommen, hauptsächlich Koffer und neue Wäsche. Unter anderem wurde unserer Schwägerin die einzige Büchse Fleisch, welche sie sich durch schwere Arbeit bei den Polen verdiente, trotz ihrer drei Kinder, weggenommen. Nachdem konnten wir mit samt dem Gepäck den Bahnsteig betreten. Nach ungefähr 2 Stunden, um 6 Uhr abends, traf der Zug ein, wo unser Gepäck untergebracht wurde. So stiegen wir ein

(Seite 530)

und warteten auf die Abfahrt, welche noch in der Nacht erfolgte. Müde und erhitzt saßen wir auf unseren Bettsäcken im Viehwagen. Der Zug fuhr Richtung Glatz-Kohlfurth. Leider blieb er öfters stehen, und so vergingen zwei bis drei Tage, bis wir Kohlfurt erreichten. Dort blieben wir von Sonntag, 1. September vormittags bis Montag Nachmittag. Als Verpflegung bekamen wir eine Kleinigkeit von Salzheringen und Knäckebrot und was sehr erfreulich war, Gelegenheit, sich Gesicht und Hände zu waschen. Abends um 6 und $\frac{3}{4}$ 8 Uhr fanden hl. Messen statt. Sie wurden im Raum am Bahnhof

(Seite 531)

gelesen. Ehe wir weiterfuhren, mußten sämtl. Flüchtlinge, ob jung oder alt, sich zur Entlausung begeben. Während dieser Zeit wurden auch die Waggons desinfiziert. Anschließend durften die Kinder bis zu 2 Jahren gebadet werden, für die Kinder im Alter von 2 bis 6 Jahren bekam man warmes Wasser zum Waschen. Für die Kleinkinder konnte Brei gekocht werden. Der Transport von Wölfelsgrund bis Kohlfurth wurde von poln. Wache begleitet und von den Engländern in Kohlfurth übernommen, weil der Transport in die „Britische Zone“ ging. Die Fahrt wurde fortgesetzt und zwar durch Oberlausitz nach Magdeburg.

(Seite 532)

Da dieser Teil zur russischen Zone gehörte, wurden wir an der Grenze der russischen Zone kontrolliert, d.h. jeder Insasse eines jeden Wagens. Diese Kontrolle wiederholte sich, nachdem wir einige km weiter fuhren. Da der Zug auch die Nacht über fuhr, auch nur aus bestimmten Gründen auf freier Strecke hielt, konnte man schwer feststellen, durch welche Städte man fuhr. Nach längerem Fahren erreichten wir die britische Zone

und es ging nach Hannover über Braunschweig und Mariental in Westfalen. Dort trafen wir nachmittags um 5 Uhr ein. Sämtl. Waggonführer mußten sich zu einer Besprechung einfinden,

(Seite 533)

um alle Insassen in dem Wagenabteil über die Vorschriften zu unterrichten. So marschierten 1840 Menschen, außer denen, die zum Gepäck umladen bestimmt waren, vom Bahnhof nach dem Auffanglager Mariental. Durch den Lautsprecher wurden wichtige Mitteilungen bekanntgegeben. Männer und Jungens mußten geordnet antreten, anschließend Frauen und Mädchen, zuerst auch die Kinderwagen, und sich nach dem Raum begeben, wo die Entlausung stattfand. Dann mußte man sich nach dem Alphabet melden, um die Personalien feststellen zu können und

(Seite 534)

nach dieser Notierung bekam man den Registrierschein, dann weiter in einen anderen Raum, um Angabe über Geldbestand zu machen. Nachher weiter, um Verpflegungsmarken in Empfang zu nehmen, nach baldiger Bezahlung von 2 RM. Mit diesen begab man sich zur Küche, wo man Eintopfgemüse bekam, für Kleinkinder gab es Brei von Trockenmilch. In anderen Räumen erhielt man etwas Wurst, Marmelade und Brot. Dann mußte man sich schnell nach dem Bahnhof begeben und fuhr weiter. Die nächste Haltestelle war Hamm in Westfalen. Dort bekamen wir für Bezahlung Kaffee,

(Seite 535)

Suppe und Brot. Für Kleinkinder eine Flasche voll Milch und Gebäck, auch für die größeren Kinder. Schwestern vom „Roten Kreuz“ waren auch zur Stelle und erkundigten sich um Kranke. Gelegenheit zu waschen war auch, leider war es sehr schwer ran zu kommen, da der Andrang sehr groß war und die Aufenthaltszeit nur 2 bis 3 Stunden betrug. Mittags fuhren wir weiter – durch eine herrliche Gegend – das Sauerland – und erreichten Siegen. Von da aus wurden Kinderwagen, alte und kranke Leute in Autos auf einen sehr großen Platz gefahren. Gepäck blieb im Waggon. Ein Herr Pastor hieß uns Willkommen. Von der Polizei

(Seite 536)

wurden wir in Gruppen eingeteilt. Diese wurden öfters geändert, und somit entstand ein stundenlanges Spazieren. Übermüdet und hungrig und erfroren standen, ob groß oder klein, bei eintretender Dunkelheit unter freiem Himmel, wir armen Heimatlosen, und empfanden es an diesem Abend ganz besonders. Und noch nicht genug: zum 3. Mal mußten wir die Entlausung über uns ergehen lassen. Doch von einem Bad oder einem warmen Getränk, was wichtiger gewesen wäre, war keine Spur. Wieder marschierten wir nach Kommando im Dunkeln, auch mit Kinderwagen, auf

(Seite 537)

fremden Wegen zur ärztlichen Untersuchung und standen um Mitternacht auf den Straßen. Dem Umfallen nahe empörte sich doch mancher über derartige Einteilung, zumal Säuglinge und 80-jährige Personen dabei waren. Als Antwort mußte man hören, daß man zu spät angekommen wäre. Nach der Untersuchung ging es weiter und so erreichten wir um $\frac{1}{2}$ 2 Uhr nachts die Kaserne, wo wir übernachten konnten. Nach einer Woche konnte man sich das erste Mal lang legen und zwar waren immer 3 Faltbettstellen übereinander. In unserer

(Seite 538)

Stube befanden sich 18 Bettstellen. Ungefähr 30 Personen übernachteten, die Kinder in ihren Wagen, bekamen aber vorher Suppe. Sobald es im Korridor schellte, mußte schnellstens eine Person von jeder Stube erscheinen, um die Befehle zu hören und den anderen auf den Zimmern bekannt zu geben. Dies geschah meistens, wenn Verpflegung verteilt wurde. So blieben wir bis nachmittags. Um 2 Uhr mußte sich aus jeder Stube in den Kasernen, Block A, B, C eine Person auf dem Bahnhof einfinden, um das Gepäck von einem Güterwagen in den

(Seite 539)

anderen zu verladen. Nachmittags um 5 Uhr gingen wir zum Bahnhof. Nun fuhren alle wieder im Güterwagen, so, wie wir von der ersten Bahnstation unserer Reise bis Mariental in Westfalen fuhren. Dann von Mariental bis Siegen konnten diejenigen, die keine Kinderwagen hatten, im Personenwagen fahren. So fuhren wir von Siegen nach Schwelm und kamen den anderen Tag nachmittags dort an. Am Bahnhof wurde

von mehreren Damen Suppe und Kaffee ausgegeben. Dort brachten uns Schwestern vom Roten Kreuz zur ärztlichen Untersuchung.

(Seite 540)

Nach dieser gingen wir wieder zurück zum Bahnhof. Noch abends wurden wir mit Autos in die Schule von Sprockhövel gebracht, unseren Bestimmungsort. Dort blieben wir bis zum anderen Tag mittags um ein Uhr und wurden auch verpflegt. Dann kam der Bürgermeister von Sprockhövel mit einem Herrn vom Wohnungsamt und wir wurden Familien zugeteilt, die uns aufnehmen mußten. Unsere Fahrt von unserer Heimat bis hier nach Sprockhövel in Westfalen dauerte zehn Tage.

(Seite 541)

Die Zeit in der neuen Heimat

Am 7. September 1946 kamen wir in Sprockhövel an, was nun unsere neue Heimat sein sollte. Sprockhövel liegt landschaftlich schön, da es etwas bergig ist, ersetzt es uns, was die Natur anbetrifft, ein wenig die Heimat. Uns wurden zwei kleine Zimmer im Haus eines Arztes angewiesen. Doch mußten wir uns die ersten 3 Monate mit einem Zimmer begnügen, weil uns das zweite Zimmer nicht gegeben wurde. Nach vielen Bitten bekamen wir auch den 2. Raum, und wir lebten dann gemütlich. Im Haus von Dr. Hestermann, wo wir jetzt nun

(Seite 542)

wohnten, behandelte man uns gut und so ertrug man das Los, Flüchtlings zu sein, einigermaßen. Doch im Ort selbst mußte man sich so manche Bemerkung anhören und wir wurden von vielen Leuten als Eindringlinge bezeichnet.

Man traf aber auch hin und wieder Einheimische, die zu uns Ausgewiesenen gut waren. Aber wie es sein mag, man hatte nur einen Wunsch, sehr bald wieder in die geliebte Heimat zurück zu fahren. In den ersten Tagen unseres Hierseins mußten wir gleich fern unserer schönen Heimat Trauriges erleben.

(Seite 543)

Meine kleine Nichte Marianne, im Alter von zwei Jahren, ein blühendes, gesundes Kind, erkrankte an Kehlkopfdiphtherie und mußte nach auswärts ins Krankenhaus gebracht werden. Dort starb sie, nachdem sie 8 Tage schwer gelitten hatte. Nach einigen Wochen bekam auch meine Schwester dieselbe schwere Krankheit und mußte ebenfalls ins Krankenhaus gebracht werden, von wo sie nach längerer Zeit geheilt zurück kehrte. So vergingen die ersten Wochen hier in Kummer und Sorge. Außerdem machte sich das Heimweh bemerkbar und man klammerte sich an die Hoffnung

(Seite 544)

daß man recht bald wieder in die Heimat zurück kehren könnte. Das Weihnachtsfest nahte, das erste in der neuen Heimat. Die kath. und ev. Kirchengemeinde veranstaltete eine Weihnachtsfeier für uns Heimatlosen, welche im Gasthaus „Schlagbaum“, etwas entlegen vom Ort, stattfand. Wir hörten nun die schönen Weihnachtslieder und wohl jedem Heimatlosen war recht traurig zu Mute. Den Kindern wurden Spielsachen und Stutenmänner einbeschert und die glücklichen Kindergesichter brachten uns auch etwas Frohsinn. Das Jahr 1946 ging nun seinem Ende entgegen

(Seite 545)

und man trug sich mit dem Gedanken, daß wir das nächste Weihnachtsfest wieder in der Heimat begehen könnten. Leider ging der Wunsch nicht in Erfüllung und ein zweites mußte in der Fremde begangen werden. Die ganze Zeit, die wir hier verlebten, war schwer durch die schlechte Ernährungslage, die hier im Ruhrgebiet besonders schlimm war. Der kalte Winter 1947 war fast unerträglich, für uns besonders, weil wir keinen Ofen besaßen und die Zentralheizung in unserem Zimmer meistens kalt war. Der Winter 1948 war der Witterung nach nicht schlecht, doch die Lebensweise schwieriger als im verflossenen Jahr.

Verfasserin: Johanna Weniger * 25.10.1909 † 25.02.1995

Dieser Text enthält die Erlebnisse vor und nach der Vertreibung von Johanna Weniger, die in dem Buch „Die Chronik zu Wölfelsgrund“ von Leonhard Prause auf den Seiten 505-545 in Sütterlin abgedruckt sind. Dieser Text wurde zur besseren Lesbarkeit in lateinische Schrift übertragen von Heinz Hauschulte.